

HEYNE <

Jürgen Domian

DER TAG, AN DEM
DIE SONNE VERSCHWAND

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier

Originalausgabe 03/2008

Copyright © 2008 by Jürgen Domian

Copyright © 2008 by Wilhelm Heyne Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlagfoto: © plainpicture/wildcard

Umschlaggestaltung: Init GmbH, Bielefeld

Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40536-3

www.heyne.de

1. EINTRAG

Wenn ich jetzt nicht zu schreiben beginne, werde ich irrsinnig. Heute ist bereits der neunundzwanzigste Tag. Seit knapp einem Monat gibt es keine Sonne mehr, keine Lebewesen, keine Geräusche.

Ich bin Lorenz. Vor vierzig Jahren geboren und von Beruf freier Fotograf. Ich lebe in einer deutschen Großstadt, wohne im Dachgeschoss eines vierstöckigen Altbaus und habe heute auf den Tag genau vor drei Jahren die tiefste Liebe meines Lebens verloren. Marie ist bei einem Auto-unfall ums Leben gekommen. Sie war ohne Schuld. Als mir ihr Bruder damals am Telefon die Todesnachricht übermittelte, konnte ich nichts, aber auch gar nichts sagen, dafür lief mir der Urin die Beine hinunter – und ihr Bruder rief immer wieder in den Hörer: »Bist du da, bist du noch da?« – bis ich auflegte. Ich habe seither niemanden mehr lieben können.

Die Ereignisse der letzten neunundzwanzig Tage sind für mich vollkommen unerklärlich. Ich bin gefangen in einem Mysterium. Aber vom ersten Tage an gaukelte mir mein Gehirn vor: Alles ist nur vorübergehend, alles wird sich klären. Und so habe ich mich ausschließlich um das Nötigste gekümmert und mit Gewalt gegen die Angst angekämpft. Heute allerdings ist sie so mächtig – ich habe das Gefühl, bei lebendigem Leibe von ihr gefressen zu werden.

Eigentlich sollte jetzt Sommer sein, aber die Stadt versinkt im Schnee. Es ist Mitte August. Und am 17. Juli hat alles begonnen.

Seit Wochen war es ausgesprochen heiß gewesen, über vierzig Grad im Schatten. Noch nie hatte ich hier in meiner Stadt eine derartige Hitze erlebt. Alle sprachen von einem Jahrhundertssommer, und ich konnte es in meinem Dachgeschoss kaum aushalten. Die Morgenstunden des Siebzehnten verliefen ohne besondere Vorkommnisse. Wieder war es sehr heiß, der Himmel ohne Wolken und stechend blau, die Luft leicht in Bewegung. Ein Vormittag wie so viele andere in diesem Sommer. Das Wetter schien stillzustehen. Die Vorhersagen meldeten seit Wochen ein konstantes Hochdruckgebiet über ganz Europa. Gegen dreizehn Uhr aber geschah etwas Merkwürdiges. Es zogen aus allen Himmelsrichtungen Wolkengebirge auf. Und zwar so schnell, als würden sie von heftigen Stürmen getrieben. Aber es gab keinen Sturm. Es war sogar vollkommen windstill geworden. Und die Gebirge am Firmament verfinsterten sich zusehends. Schon nach etwa zehn Minuten hatte die Sonne keine Chance mehr. Die Stadt lag im schwergrauen Licht, bei einer Temperatur von 40,5 Grad.

Ich saß am geöffneten Fenster, betrachtete das Ganze als Naturschauspiel und glaubte an einen plötzlichen und grandiosen Wetterumschwung, trotz anders lautender Vorhersagen. Ich war beinahe begeistert, ein solches Phänomen beobachten zu können, da ich schon immer extremes Wetter gemocht hatte. Also saß ich – und schaute – und wartete ab.

Wie lange ich so in die Luft starrte und meine Blicke über Häuser, Bäume und Straßen schweifen ließ, weiß ich nicht mehr. Plötzlich aber, ohne Vorwarnung und mit ohrenzerreißendem Getöse, brach ein Orkan durch die mittlerweile tief eingedunkelten Wolkenberge, stürzte sich auf die Erde und schien alles niederzuschlagen, was sich ihm in den Weg stellte. Und dann kam das Wasser, peitschender Regen, wie ich ihn noch nie erlebt hatte, mit immer größer werdenden Hagelkörnern. Ich schloss mein Fenster und geriet in eine fast euphorische Erregung, so spannend fand ich alles. Die Hagelkörner waren inzwischen zu eigroßen Geschossen geworden und verursachten durch ihren Aufprall einen Höllenlärm. Die Straßen und Bürgersteige, welche ich von meinem Fenster aus sehen konnte, waren weiß-eisig bedeckt, die Menschen in ihre Häuser geflohen. Es wurde immer dunkler, das Außenthermometer an meiner Fensterscheibe zeigte nur noch elf Grad, und allmählich verwandelten sich die Hagelbrocken wieder in heftig niederstürzenden Regen. So ging es eine Stunde. Vielleicht auch etwas länger. Ich rauchte, trank eine Tasse Tee nach der anderen und fühlte mich wohl in der Rolle des Wettervöyours.

Der Tag fiel immer mehr in sich zusammen. Gegen fünfzehn Uhr war es fast stockfinster. Und dann traute ich meinen Augen nicht: Der Regen wurde zu Schnee! Schnee im Juli? In unserer Stadt, die gerade mal zehn Meter über dem Meeresspiegel liegt? Die Schneeflocken tobten um die schon lange eingeschalteten Straßenlampen. Und mein Thermometer zeigte nur noch fünf Grad an. Also hatte es einen Temperatursturz von über fünf- unddreißig Punkten gegeben!

Ab diesem Zeitpunkt war ich wie hypnotisiert. Ich bewegte mich nicht mehr vom Fenster weg. Ich dachte über nichts nach. Kam auch nicht auf die Idee, das Radio oder den Fernseher einzuschalten, um zu erfahren, wie es anderswo zuging – oder wie Meteorologen die absonderlichen Ereignisse einschätzten. Ich hatte aufgehört zu rauchen, aufgehört Tee zu trinken und stierte unablässig in den Flockentanz, hinunter zur Straße und auf mein Thermometer. Das stand mittlerweile auf null Grad. Null Grad und Schnee im Juli – und Nachteinbruch am Nachmittag. Noch nie in meinem Leben hatte ich etwas so Spektakuläres erlebt.

Der Schneefall wurde heftiger. Eigentlich war es ein gewaltiges Schneetreiben von oben, von den Seiten und sogar von unten. Immer wieder stoben Myriaden von Schneeflocken aus der Häuserschlucht, in die ich von meinem Fenster aus blicken konnte, nach oben, kämpften gegen die aus dem Himmel herabrasenden Kristalle an, wirbelten dann durcheinander und verschwanden in Sekundenschnelle aus meinem Blickfeld in alle Richtungen. Tausende erstarben am Glas meiner Fensterscheibe. Die direkt über meiner Wohnung liegenden Dachpfannen waren hörbar in Bewegung und lieferten mit sphärischem Pfeifen und abgehackten Tönen die irrealer Hintergrundmusik zu diesen merkwürdigen Geschehnissen.

Gegen neunzehn Uhr jedoch kam schlagartig die Stille. So plötzlich wie der Orkan Stunden zuvor losgebrochen war, so plötzlich war er jetzt wieder verschwunden. Und zusehends beruhigte und ordnete sich das weiße Chaos. Der Schnee taumelte in großen Flocken dicht und fried-

lich zu Boden. Die abrupte Stille riss mich aus meiner Trance. Ich schaute zum Thermometer – auf minus fünf Grad war es gefallen.

Jetzt geriet ich in Aufruhr. Ich öffnete das Fenster, atmete die eisige Winterluft, die noch wenige Stunden zuvor heiße Sommerluft gewesen war, und blickte hinunter auf die Straße. Kein Mensch war zu sehen, kein Auto fuhr. Am Nachmittag hatte mich dieser Umstand aufgrund des starken Unwetters nicht weiter verwundert.

Jetzt aber schon. Ja, es schneite, und es war kalt. Alles jedoch hatte sich wieder beruhigt – und deshalb gab es keinen Grund mehr, in den Häusern zu bleiben. Auch die Schneehöhe auf der Straße, so schätzte ich es von oben ein, hätte ein Befahren durchaus noch zugelassen. Aber kein einziges Auto war unterwegs. Dafür parkten sonderbarerweise hier und da einige Wagen mitten auf der Fahrbahn. Auch die Seitenstraßen waren, so weit ich sie überblicken konnte, ohne jegliches Leben. Warum?

Zum ersten Mal überkam mich an jenem Frühlabend eine unbestimmte Angst. Was war los? Ich schloss das Fenster wieder, ging zum Radio und schaltete es ein. Aber welchen Sender ich auch wählte, es war nur ein monotones Rauschen zu hören. Und der Fernseher funktionierte ebenfalls nicht: Ich zappte durch die Programme und sah überall nur weißgraues Flimmern, der Ton war vollends ausgefallen.

Hatten der Orkan, der starke Regen und schließlich der einsetzende Frost die Sendestationen lahmgelegt? Möglich wäre das gewesen. Aber wirklich überzeugt war ich von der Überlegung nicht. Es gab Notprogramme, Notstromversorgungen und so weiter. Von irgendeinem

Sender hätte irgendetwas zu hören oder zu sehen sein müssen. Vielleicht aber war lediglich der Satellitenempfang vorübergehend gestört – und es lag gar nicht an den Rundfunkanstalten. Um das zu überprüfen, fiel mir mein kleines Transistorradio ein. Es war ein Weltempfänger, der mich seit Jahren schon auf allen Reisen begleitet hatte. Ich holte ihn aus dem Schrank, ging wieder zum Fenster, zog die Antenne weit heraus. Beim Einschalten des Gerätes bemerkte ich, wie meine Hand leicht zitterte. Zuerst kurbelte ich auf der UKW-Skala hin und her: nur Rauschen. Dann ging ich auf die Mittelwelle, rechts bis zum Anschlag, links bis zum Anschlag: Rauschen. Dasselbe auf der Langwelle – und auch auf der Kurzwelle.

Was war los? Mein Herzschlag beschleunigte sich, und ich versuchte mich zu konzentrieren. Das Telefon. Na, klar! Daran hatte ich noch nicht gedacht. Ich griff den Hörer, wollte wählen – aber es gab kein Freizeichen. Die Leitung war tot. Auch mein Mobiltelefon, das ich hastig aus meiner Hosentasche zog, zeigte keinen Empfang an. Was war nur geschehen?

Ich öffnete noch einmal das Fenster, an dem ich den ganzen Nachmittag gesessen hatte, aber die Straßen unten waren noch immer ohne Leben. Kein Mensch, kein fahrendes Auto – und überhaupt, das fiel mir erst jetzt auf, die Stadt schien eingehüllt in eine fremdartige Stille. Sonst war immer irgendetwas zu hören: Autos, Hupen, Straßenbahnen, Baulärm, polternde Güterzüge in der Ferne, Kirchenglocken und so weiter. Die Kulissengeräusche einer Großstadt eben. Jetzt aber herrschte absolute Ruhe.

Ich knallte mein Fenster zu und hatte plötzlich das starke Bedürfnis, mit jemandem über die Vorkommnisse zu reden, zu spekulieren, zu beraten ... und klingelte bei meinem Nachbarn Alexander Kur, einem sehr freundlichen und erfolglosen Schriftsteller, der eigentlich immer zu Hause war. Ich klingelte Sturm. Nichts aber tat sich. Ich drückte ein weiteres Mal lange auf den Knopf. Ohne Erfolg. Offensichtlich war er genau an diesem Abend unterwegs. Ich stieg die Treppe hinunter zur unter mir liegenden Etage. Rechts wohnte ein junges Paar, Anna und Thomas, links eine alleinerziehende Mutter, Elke, und ihr kleiner Max.

Zunächst versuchte ich es bei Elke. Lätete mehrfach und ausdauernd. Aber auch sie war nicht zu Hause. Das machte mich sehr stutzig, da sie sich am frühen Abend immer um Max kümmerte und so gut wie nie um diese Zeit ausging. Also versuchte ich es bei Anna und Thomas. Ebenfalls vergebens.

Daraufhin ging ich noch ein Stockwerk tiefer. Und als sich auch dort in beiden Wohnungen nichts rührte, geriet ich in Panik. Denn zu beiden Seiten wohnten alte Frauen, die am Abend immer zu Hause waren. Ich raste durch den Rest des Treppenhauses, klopfte und klingelte überall, rief laut, und es hallte durch alle Stockwerke: »Ist denn überhaupt niemand im Haus? Hallo! Das gibt's doch gar nicht! Hört mich denn keiner? Hallo!« Aber nichts tat sich. Ich war offenbar ganz alleine in diesem von zehn Parteien bewohnten Mietshaus. Das Licht im Flur erlosch. Vorsichtig tastete ich mich an der Wand entlang, fand den Schalter, drückte – und es wurde wieder hell. Gott sei Dank war der Strom nicht ausgefallen. So

stand ich starr in der zweiten Etage, hielt mich am Treppengeländer fest, hörte nichts, wagte dann einige Blicke nach oben und unten – und mir wurde unheimlich zumute, wie ich es überhaupt nicht kannte. Was war nur los?

Ich musste raus auf die Straße! Ja! In die Kneipe im Nebenhaus – oder zum Imbiss schräg gegenüber! Vielleicht wusste man dort mehr. Vielleicht hatten alle Hausbewohner genau dieselbe Idee schon vor Stunden gehabt – und deshalb war niemand mehr in seiner Wohnung. Diese Überlegung erleichterte mich etwas, beflügelte mich sogar. Mit großen Sätzen stürzte ich nach unten, öffnete die Haustür – und eiskalte Luft und Schneeflocken schlugen mir ins Gesicht. Wieder gewahrte ich diese eigenartige Stille. Ich spähte in alle Richtungen, aber von Menschen keine Spur. Allerdings brannte in der Kneipe nebenan Licht, ebenso beim Imbiss gegenüber. Was mich spürbar beruhigte. Ich trat in den Schnee, versank mit meinen Sommerschuhen tief darin – und watete nach rechts zur Eingangstür der Kneipe. Ich war regelrecht begierig darauf, nun endlich mit anderen Menschen über die Wetterkatastrophe und deren Auswirkungen sprechen zu können.

Aus dem Inneren der Kneipe hörte ich nichts. Was mich wunderte, da sonst immer, auch bei geschlossener Tür, Musik und Stimmen nach draußen auf die Straße drangen. Aber ich dachte nicht lange darüber nach. Ich fror fürchterlich, weil ich ja nur mit einem T-Shirt und einer leichten Sommerhose bekleidet war, und wollte so schnell wie möglich in die hoffentlich etwas wärmere Wirtsstube. Ich griff zur Klinke und öffnete die Tür. Und

ein Fallbeil durchschnitt meinen Magen. Denn kein einziger Mensch befand sich in der Kneipe. Ich rief in den Raum, suchte hinter der Theke, in der Küche, im Lageraum: nichts. Jedoch standen vereinzelt angetrunkene Biergläser herum, ebenso einige Teller mit kaum verzehrten Speisen. Daneben lagen Brillen, volle oder halb volle Zigarettenschachteln, und sogar ein Schlüsselbund fiel mir ins Auge. Hatten die Gäste den Raum fluchtartig verlassen? Fast schien es so. Aber warum?

Mein Herz pochte heftig, und schnell kehrte ich der Kneipe wieder den Rücken. Ich ging hinaus in die Kälte, machte ein paar Sprünge durch den Schnee und stand vor dem Imbiss. Eine engmaschige Gardine verhinderte den Blick ins Innere des Ladens. Ich riss die Tür auf, blieb im Türrahmen stehen, vergaß kurzfristig zu atmen, glotzte in jede Ecke des Raumes: Und auch hier war kein Mensch! Niemand! Das Frittierfett brutzelte vor sich hin, einige Bratwürste qualmten dunkelbraun verbrannt auf der Grillplatte, ein großer Plastikteller mit Pommes frites, Majonäse und Salat schien jemandem aus der Hand gefallen zu sein, alles lag auf dem Boden unmittelbar vor dem Tresen verstreut. Mir wurde kalt, weil ich noch immer in der geöffneten Tür stand. Ich rief, so laut ich konnte, »Hallo«, wartete einen Augenblick – und rannte dann, von Angst gejagt, quer durch den Raum zu einem Treppenabgang, über dem »Privat« stand. Aber auch unten war niemand, obwohl es so aussah, als sei noch kurz zuvor mindestens ein Mensch dort gewesen. Denn eine Damenhandtasche lag halb geöffnet auf einem Tisch, daneben ein eingeschaltetes Mobiltelefon, auch ohne Empfang, ein kleiner Spiegel, Lippenstift, Make-up – und in

einem Aschenbecher eine Zigarette, die sich in ihrer vollen Länge zu Asche verwandelt hatte.

Niemand aber war mehr dort. Ich raste wieder nach oben und lief auf die Straße. Lief schnell durch den unberührten Schnee einige hundert Meter nach links, einige hundert Meter nach rechts, wusste nicht, was ich tun sollte. Ich hatte eine Gänsehaut vor Kälte – und schwitzte dennoch aus Angst. Ich sah mich um. Nirgendwo konnte ich auch nur einen einzigen Fußabdruck erspüren. Bis zur nächsten Kreuzung war ich gelaufen: und auch dort, so weit ich gucken konnte – nichts. Keine Spur von einem Auto, einem Menschen – oder einem Tier. In vielen Wohnungen allerdings brannte Licht. Also machte ich immer wieder Sprünge hin zu den Hauseingängen und drückte alle Klingeln auf einmal. Wartete. Drückte noch einmal und wesentlich länger. Wartete danach nur kurz und hetzte zum nächsten Eingang. Denn nichts rührte sich. Nicht das Geringste. Überall: nur Stille.

Und dann fing ich an, zu schreien – fing an, die erleuchteten Fenster über mir anzubrüllen: »Verdammt, was soll die Scheiße? Ihr Idioten! Es reicht jetzt! Zum Teufel, wo seid ihr? Warum meldet sich denn keiner? Was geht hier vor?« Ich schrie mir die Lunge aus dem Leib, hatte dabei Tränen in den Augen, aber die großen Schneeflocken, die nach wie vor sacht zu Boden schwebten, ignorierten meine Not und verbreiteten eine friedliche und tiefe Ruhe, als wären sie Boten des Glücks.

Panisch rannte ich zurück zu meinem Haus. Ich wollte in die Geborgenheit meiner Wohnung und dort alles bedenken. Im Grunde suchte ich den Schutz meiner vier Wände, um der Unheimlichkeit, die immer tie-

fer in mein Herz eindrang, zu entfliehen. Ich hastete die Stufen hinauf, und im vierten Stock angekommen schlug ich meine Wohnungstür hinter mir zu, schloss sie zweifach ab, lehnte mich mit dem Rücken dagegen – und sank zitternd auf den Flurteppich. Im Kopf nur Angst, nur Verwirrung – und Marie. Seit ihrem Tod hatte ich immer eine ganz besondere Sehnsucht nach ihr verspürt, wenn etwas Ungewöhnliches, ob schön oder weniger schön, geschehen war. Die Vorkommnisse der letzten Stunden nun sprengten alle meine Erfahrungen – und ich wünschte mir jetzt nichts sehnlicher als ihre Nähe, ihre Meinung, ihren Beistand. Ich hockte mit angewinkelten Beinen auf dem Boden, das Gesicht in meine geöffneten Hände gestützt, und sagte leise »Julchen, Julchen« vor mich hin. Julchen war mein Kosenamen für sie gewesen. Ich weiß gar nicht mehr, wie er damals entstanden ist. Julchen hat mit Marie ja nicht viel gemein. Aber irgendwann, einfach so und wohl spontan, hatte ich sie Julchen genannt. Was sie sofort sehr mochte, und ich wiederum freute mich darüber, dass ihr dieser Name so gut gefiel. Also ließ ich keine Gelegenheit aus, Julchen zu ihr zu sagen. Was eigentlich immer auch einer kleinen Liebeserklärung gleichkam. Aber Julchen war nicht da, war überhaupt nicht mehr auf dieser Welt.

Um gegen die Trauer und die Verzweiflung anzukämpfen, hatte ich mir in den letzten Jahren stets streng untersagt, diesen Kosenamen zu denken, geschweige denn, ihn auszusprechen. Zu groß waren die Schmerzen, wenn ich es dann doch hin und wieder tat. Und diese Schmerzen spürte ich nun heftiger denn je. So verbannte ich Jul-

chen schnell wieder weit weg in die goldenen Paläste der Erinnerung – und stand auf.

Ich ging zum Fenster. Die Außentemperatur war nunmehr auf minus sechs Grad gesunken, und wohin ich auch blickte: dick beschneite Dächer, dick beschneite, blättertragende Bäume. Wo waren die Menschen meiner Straße geblieben? Hatten sie wirklich die Flucht ergriffen? Wenn ja, warum? Und warum hatte ich den Grund der Flucht nicht bemerkt? Ich versuchte erneut, einen Radio- oder Fernsehsender zu finden, versuchte erneut zu telefonieren. Aber wie schon eine knappe Stunde zuvor: nichts. Ich schaltete meinen Computer ein. Und natürlich, das war zu erwarten, es kam auch keine Internetverbindung zustande. Wie so oft in meinem Leben wurde ich, obwohl einer äußerst heiklen Situation ausgesetzt, ganz ruhig. Ich kannte diesen Mechanismus meines Gehirns aus besonderen Stress- oder Prüfungssituationen. Zunächst meinte ich dann immer durchzudrehen, die Anspannung, die Aufregung, nicht aushalten zu können – aber plötzlich, als wäre ich in das Auge eines Zyklons geraten, empfand ich eine beinahe gespenstische Ruhe und überlegte konzentriert, was zu tun, was zu lassen sei. So war es auch diesmal. Ich starrte eine Weile vor mich hin und ging dann in mein Schlafzimmer. Im Kleiderschrank suchte ich nach allen Wintersachen, die ich besaß, und kramte sie aus den hinteren Ecken und Nischen heraus. Da ich mit Marie mehrere Schneereisen gemacht hatte – zweimal Kanada, dreimal Alpen –, war ich gut ausgerüstet mit effektiver Winterkleidung. Ich zog mich um. Lange Unterhose, Rollkragenpullover, Goretex-Schnee-

anzug, polartaugliche Schuhe und so weiter. Warm verpackt, verließ ich nach einer Viertelstunde erneut meine Wohnung. Ich war fest entschlossen, in der Stadt herumzustreifen, so lange zu suchen, bis ich endlich auf jemanden stoßen würde. Irgendwo mussten doch Menschen sein – oder zumindest ein Hinweis, der mich zu ihnen führen könnte.

Die Fußspuren, die ich bei meinem ersten Ausflug auf der Straße hinterlassen hatte, waren fast schon wieder zugeschneit. Ich ging nach rechts, in Richtung Innenstadt, und mir fiel auf, dass zunehmend mehr Autos mitten auf den Straßen standen. Alle aber waren leer und unverschlossen – und in jedem Zündschloss steckte der Schlüssel, allerdings zurückgedreht, die Motoren liefen nicht. Ich beschleunigte meinen Gang. Sah wieder überall hellerleuchtete Fenster. Klingelte ab und zu an den Türen, niemand reagierte, ich schaute in Erdgeschosswohnungen, sah keine Bewohner, und dann kam ich zu einem großen Supermarkt, in dem ich schon seit Jahren einkaufte. Die elektrische Schiebetür öffnete sich, ich ging hinein. Ein Schauer überkam mich. Die riesige Ladenfläche, so weit ich sie überblicken konnte, war menschenleer! Kein einziger Kunde, kein Personal, nichts. Nur leere, halb volle und komplett gefüllte Einkaufswagen standen in den Gängen oder in Schlangen vor den Kassen. Ich lief kreuz und quer durch die Regalreihen – und dann wieder raus auf die Straße.

Gegenüber befand sich eine Sparkasse. Obwohl es mittlerweile schon 20.00 Uhr war, hatte man die Tür noch nicht abgeschlossen, und so betrat ich den großen Schalterraum. Überall brannte Licht – aber: kein Mensch,

nirgendwo. Und auch dort sah es so aus, als hätten alle ehemals Anwesenden den Raum innerhalb von Sekunden verlassen – oder verlassen müssen. Denn nichts war geordnet, eingeräumt oder verschlossen. Ich ging umher und hätte mir ganz einfach Geld in jeder Menge nehmen können, stattdessen suchte ich schnell das Weite, weil mir auch dieser Ort, genau wie zuvor der Supermarkt, äußerst unheimlich erschien. Und so ging es weiter. Ich rannte von Geschäft zu Geschäft, von Restaurant zu Restaurant, inspizierte Kaufhäuser, Sonnenstudios, Fahrradwerkstätten, Schneidereien, Tankstellen, Blumengeschäfte, Copyshops, Buchhandlungen, Apotheken. Nirgendwo jedoch war ein Mensch. In einigen Geschäften lief Musik, was meine Hoffnung zunächst nährte, jemanden anzutreffen. Aber es waren nur CDs, die sich endlos wiederholten. Von den Menschenhänden, die sie irgendwann eingelegt hatten, fehlte jede Spur. Stunde um Stunde ging und rannte ich durch die stille Stadt. Es schneite unaufhörlich große schöne Flocken, und ein riesiges, an einer Hauswand prangendes Thermometer stand auf minus zehn Grad.

Gegen Mitternacht betrat ich die Universitätsklinik. Hatte ich bisher keine Menschen gefunden, hier müsste ich erfolgreich sein, redete ich mir ein. Aber schon im großräumigen Empfangsbereich, wo eigentlich zu jeder Tages- und Nachtzeit Betriebsamkeit herrschte, war niemand anzutreffen. Ich begann, das Gebäude zu inspizieren. In keinem Zimmer lag ein Kranker, die Krankenlager jedoch waren in einem merkwürdigen Zustand. Im ersten Moment wirkten sie wie belegt. Beutel mit Infusionslösungen baumelten über vielen Betten, die Decken

waren nicht aufgeschlagen und an einigen Rahmen hingen gefüllte Urinbeutel oder auch kleine Flaschen mit Wundflüssigkeit. Ging ich dann allerdings näher heran und schob die Decken zur Seite, sah ich, dass die Zu- und Ableitungen im Nichts, sprich auf dem Bettbezug, endeten.

Ein ähnliches Bild bot sich mir auf der Intensivstation. Sauerstoffmasken, zahlreiche Schläuche, Kabel und Röhren lagen so angeordnet auf der Bettfläche, als hätte sich der dazugehörige Mensch schlichtweg in Luft aufgelöst. Und die Herz-Kreislauf-Überwachungsgeräte schrillten in eintönigen hohen Frequenzen den Todesalarm. Das hielt ich nicht lange aus. Was war geschehen? Die schwer kranken Menschen, die noch vor Kurzem dort gelegen hatten, konnten unmöglich *geflohen* sein.

Ich rannte auf eine andere Station, irrte ziellos umher. Überall das gleiche Bild. Dann stand ich plötzlich vor der Eingangsschleuse zu einem OP-Bereich. Ohne lange zu überlegen, betrat ich einen neonbeleuchteten Operationsaal. Die großen Scheinwerfer über dem OP-Tisch waren eingeschaltet, und Todesalarm, wie zuvor auf der Intensivstation, hallte durch den sterilen Raum. Auf dem Tisch lagen grüne, blutverschmierte Tücher. Etwa in der Mitte klaffte ein Loch – und zu sehen war der blanke Stahl der Liegefläche. Kabel und Schläuche führten vom Tisch zu diversen Geräten, und verschmutztes OP-Besteck schien wahllos abgelegt worden zu sein. Hier hatte man operiert. Das war eindeutig. Einen narkotisierten Menschen. Mochten die Operateure und Krankenschwestern eventuell in Panik geflohen sein, der Betäubte wäre dazu nicht imstande gewesen.

Nur: *Er lag nicht mehr auf dem OP-Tisch!*

Eine unfassbare Katastrophe musste geschehen sein. Waren die Menschen tot? Aber wenn sie tot waren, wo befanden sich ihre Leichen? Und warum war *ich* nicht tot? Warum konnte ich, gerade ich, ganz normal überall umhergehen? Ich verspürte auch keinerlei Schmerzen oder sonstige Einschränkungen, als Zeichen eines verspäteten und nun unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruchs. Körperlich fühlte ich mich wohl und topfit.

Ich beschloss, die Klinik so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Irgendwo in der Stadt gab es mit Sicherheit einen Anhaltspunkt für die mysteriösen Ereignisse des vergangenen halben Tages. Ich rannte durch ein Nebentreppenhaus nach unten ins Erdgeschoss. Und verlief mich. Wo war der Flur, der zum Ausgang führte? Ich suchte und suchte. Und stand auf einmal in einem kleinen Raum, dessen Tür nur angelehnt gewesen war. Ich sah weiße Kacheln, grell leuchtende Lampen an der Decke – und einen großen gelblichen Paravent. Ich machte einige Schritte darauf zu, schob das Gestell zur Seite – und mir stockte der Atem. Angst und Glück im Widerstreit lähmten mich. Denn vor mir lag auf einem Behandlungstisch aus hellem Kunststoff: *ein Mensch*. Er war komplett bekleidet, sah verwahrlost aus, so wie ein Obdachloser, hatte die Augen geschlossen und verbreitete einen üblen Gestank, der an alten Schweiß und sehr schmutzige Wäsche erinnerte.

Der erste Mensch, seit Stunden! Also waren doch nicht alle geflohen. Vielleicht war der Verwahrloste, der schon recht alt schien, so besoffen gewesen, dass er nicht fliehen konnte. Vielleicht hatte man ihn zum Ausnüchtern

dort hingelegt. Dachte ich im ersten Moment. Wobei der Gedanke keine Logik hatte, in Anbetracht meiner Eindrücke kurz zuvor im Operationssaal. Aber die Freude, endlich einen Menschen gefunden zu haben, ließ mir die Überlegung für einige Sekunden plausibel erscheinen.

»Können Sie mich hören?«, fragte ich mit verhaltener Stimme, wartete ein wenig, ging dann noch näher heran und wollte laut sagen: »Hallo, wachen Sie auf!« Dazu aber kam es nicht mehr, denn im gleichen Moment hatte ich seine Hand gepackt, mit der Absicht, sie kräftig zu schütteln, und dabei entfuhr mir ein so gellender Schrei, dass ich selbst erschrak. Ich sprang zurück, blickte mich hektisch um, machte wieder einen Satz hin zu dem Mann, fasste ihn erneut an, zuerst seine Hand, dann sein Gesicht – und musste erkennen: Er war tot!

Also hatten nicht alle Menschen die Flucht ergriffen. Offensichtlich aber die meisten – und die Zurückgebliebenen waren dann, warum auch immer, umgekommen. Wie jedoch war es zu erklären, dass auf dem OP-Tisch niemand mehr lag? Und die Schwerkranken auf der Intensivstation? Hatte man sie in großer Eile fortgeschafft? Kaum vorstellbar. Eigentlich hätten auch sie, ebenso wie der Verwahrloste, sollte es eine Katastrophe gegeben haben, nun tot in ihren Betten liegen müssen. Und jene, die geflohen waren, lebten vielleicht einige von ihnen noch? Irgendwo? Warum hatte ich bisher nur einen einzigen Menschen gefunden? Ich war komplett verwirrt.

Von einer düsteren Ahnung getrieben, ging ich zurück zum Treppenhaus und stieg nach unten, verließ die Klinik also noch nicht. In den Kellergeschossen irrte ich umher, aber nicht ziellos. Ich wollte eine ganz bestimmte

Räumlichkeit finden, die ich einmal in einem Fernsehbeitrag über das Klinikum gesehen hatte – und zwar den Totensaal. Dort wurden die verstorbenen Patienten in Kühlboxen bis zu ihrem Abtransport in die Bestattungsinstitute zwischengelagert. Bald hatte ich den Raum gefunden. Mir war äußerst mulmig zumute, und in meinem Kopf lief eine Assoziationskette hin zu einem Kinofilm, der mich vor Jahren einmal das Gruseln gelehrt hatte. Er hieß *Nightwatch* und erzählte die Geschichte eines Studenten, der als Nachtwächter in einem pathologischen Institut jobbte.

Ich stand in der Mitte des Raumes. Vor mir etwa zwanzig Boxen, eingelassen in die Wand, verschlossen mit glänzenden, quadratischen Stahlklappen, die mich an altmodische Kühlschrantüren erinnerten. Dort hinein wurde man also geschoben, wenn alles gelaufen war. Endstation Eisfach. Ich zitterte. Für langes Zögern fehlte mir eindeutig der Mut. Ich musste jetzt sehr schnell das tun, was ich mir vorgenommen hatte. Und so schritt ich beherzt zu den Boxen, hielt noch einmal kurz inne – und öffnete dann wahllos eine der Klappen. Nackte, weiße Füße ragten mir entgegen. Ich zog hektisch das Gestell mit der Bahre heraus – und erblickte eine tote alte Frau. Wie von Sinnen schob ich sie sofort wieder zurück, öffnete die nächste Box, sah erneut nackte Füße, sah diesmal einen toten jungen Mann, zog auch ihn heraus, so weit es ging, ließ dann jedoch schnell von ihm ab, ohne die Bahre wieder hineinzuschieben, öffnete Kühlschrantür um Kühlschrantür – und fand schließlich insgesamt vierzehn Leichen.

Also hatte die Katastrophe den *Toten* nichts anhaben



Jürgen Domian

Der Tag, an dem die Sonne verschwand

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40536-3

Heyne

Erscheinungstermin: Februar 2008

Allein im Universum

»Wenn ich jetzt nicht zu schreiben beginne, werde ich irrsinnig. Heute ist bereits der neunundzwanzigste Tag ... Seit knapp einem Monat gibt es keine Sonne mehr, keine Lebewesen, keine Geräusche.«

Ein Mann sitzt Mitte Juli in seiner Altbauwohnung am Fenster und genießt den Jahrhundertsummer. Plötzlich verdunkelt sich der Himmel, es beginnt sintflutartig zu regnen und die Temperatur fällt. Tagelang schneit es. Als der Mann seine Wohnung verlässt, stellt er fest, dass niemand mehr da ist. Er ist der letzte Mensch auf Erden.

Jürgen Domian ist Deutschlands bekanntester Nachttalker, der seit zwölf Jahren auf Radio Eins Live und im WDR Fernsehen seine Kultsendung „Domian“ moderiert.

 [Der Titel im Katalog](#)